

Eine Epoche im Umbruch



# Eine Epoche im Umbruch

Volkssprachliche Literalität 1200–1300  
Cambridger Symposium 2001

Herausgegeben von  
Christa Bertelsmeier-Kierst  
und Christopher Young

unter Mitarbeit von Bettina Bildhauer

Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 2003



Umschlagbild:

Rudolf von Ems diktiert sein Werk

(aus der Wernigeroder ›Weltchronik‹-Handschrift: 13. Jh.)

München, BSB, Cgm 8345

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-484-10851-7

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2003

<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany.

Satz: Walter Pape, Köln

Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen

Einband: Buchbinderei Geiger, Ammerbuch

# Inhalt

Acknowledgements .....	VII
Einleitung .....	IX
<i>Dennis Green</i>	
Terminologische Überlegungen zum Hören und Lesen im Mittelalter .....	1
<i>Christa Bertelsmeier-Kierst</i>	
Verortung im kulturellen Kontext: Eine andere Sicht auf die Literatur um 1200.....	23
<i>Eckart Conrad Lutz</i>	
Modelle der Kommunikation: Zu einigen Autorenbildern des 12. und 13. Jahrhunderts .....	45
<i>Dorothea Klein</i>	
Durchbruch einer neuen Gattung: Volkssprachige Weltchroniken bis 1300 .....	73
<i>Bernd Bastert</i>	
Konrads „Rolandslied“ und Strickers „Karl der Große“: Unterschiede in Konzeption und Überlieferung .....	91
<i>Gerd Althoff</i>	
Fußfälle: Realität und Fiktionalität einer rituellen Kommunikationsform .....	111
<i>Elisabeth Lienert</i>	
Rede und Schrift: Zur Inszenierung von Erzählen in mittelhochdeutscher Heldenepik .....	123
<i>Victor Millet</i>	
Zur Gattungskonstitution deutscher ‚Heldenepik‘ im europäischen Kontext .....	139
<i>Ricarda Bauschke</i>	
Geschichtsmodellierung als literarisches Spiel: Zum Verhältnis von gelehrtem Diskurs und Geschichtswahrheit in Herborts „Liet von Troye“ .....	155

*Peter Kern*

Zur „Metamorphosen“-Rezeption  
in der deutschen Dichtung des 13. Jahrhunderts ..... 175

*Paul Gerhard Schmidt*

Mittellateinische Romane ..... 195

*Jürgen Wolf*

Artus und sein Gefolge: Zur Tradierung  
des arturischen Romans in Deutschland und Frankreich ..... 205

*Klaus Ridder*

Kampfzorn: Affektivität und Gewalt in mittelalterlicher Epik ..... 221

*Bernhard Schnell*

Die deutsche Medizinliteratur im 13. Jahrhundert:  
Ein erster Überblick ..... 249

*Freimut Löser*

Reich, Individuum, Religion:  
Daniel 2,31–45 in der Sangspruchdichtung ..... 267

*Franz-Josef Holznagel*

Verserzählung – Rede – Bîspel:  
Zur Typologie kleinerer Reimpaardichtungen des 13. Jahrhunderts ..... 291

*Jens Haustein*

Neidharts *hiuselîn* in intertextueller Perspektive ..... 307

*Karina Kellermann/Christopher Young*

You've got mail! Briefe, Büchlein, Boten  
im „Frauendienst“ Ulrichs von Liechtenstein ..... 317

Register der Handschriften ..... 345

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren ..... 348

## Acknowledgements

The conference on which this volume is based took place in Pembroke College, Cambridge, in March 2001. It received a very welcome subsidy from Nicholas Baskey, the College Bursar, and a generous conference grant from the British Academy. Christopher Young enjoyed some leisure to host the event due to a year's research-leave funding from the Alexander von Humboldt-Stiftung. Our working environment was enhanced greatly by several members of College staff: Caroline Adams, Stephen Mather, Ken Smith and John Powell. The production of the volume was made possible by a grant from the Department of German and the managers of the Tiarks German fund in the University of Cambridge. Bettina Bildhauer in Cambridge shared the first reading stage and shouldered the full responsibility of typing in the many initial corrections; Tina Römer proof-read in Marburg; Barbara Leupold prepared the index. Prof. Walter Pape in Cologne took on the mammoth task of setting the volume for us – and proved a steady hand on the rudder of a ship traversing choppy waters. It is fair to say that neither the conference nor the volume would have been possible without the help of all these friends, colleagues and institutions, and it is a very real pleasure to record our debt and gratitude to them.

Marburg, July 2002

Christa Bertelsmeier-Kierst

Cambridge, July 2002

Christopher Young



## Einleitung

Der vorliegende Band enthält die Mehrzahl der Beiträge des Symposions, das vom 28. bis 31. März 2001 in Cambridge zum Thema „Eine Epoche im Umbruch. Volkssprachliche Literalität. 1200–1300“ stattfand. Ziel des internationalen Symposions war eine Neubewertung dieses Zeitraums. Im Literaturverständnis der älteren Germanistik galt das 12. Jahrhundert fraglos als Epoche des Aufbruchs, während das 13. Jahrhundert als ‚Abstieg‘, als politischer und literarischer ‚Niedergang‘ empfunden wurde. Begriffe wie ‚Blütezeit‘ und ‚Epigonentum‘, ‚klassisch‘ und ‚nachklassisch‘ sind Wertungen, die sich bis heute behauptet haben, obwohl damit – jenseits historischer Faktizität – eine Zäsur fortgeschrieben wird, die immer noch die Staufer-Ära mit der Blüte deutscher Literatur und Kunst gleichsetzt.

Literaturtheoretische und überlieferungsgeschichtliche Ansätze der letzten Zeit stellen diese Periodisierung jedoch mehr und mehr in Frage. In Deutschland ist ein spürbarer Aufschwung der Laienkultur kaum vor 1170 zu verzeichnen, und erst im 13. Jahrhundert dringt die Volkssprache nach und nach in alle wichtigen Bereiche der literarischen Kommunikation vor. Abgesehen von der höfischen Versdichtung sind es nun auch die lateinischen Domänen der Geschichtsschreibung, der Predigt, der Rechts- und Wissensprosa, in denen sich der volkssprachliche Literalisierungsprozess ausbreitet. Diese innovative Schubkraft des Jahrhunderts jenseits älterer Periodisierungen sichtbar zu machen, sollte Aufgabe und Leitgedanke des dreitägigen Symposions sein. Angestrebt wurde, die Ergebnisse möglichst interdisziplinär vorzustellen und zumindest punktuell Vergleiche mit der Entwicklung in der lateinischen und romanischen Kultur aufzuzeigen. Nicht alle Problemfelder waren in der gedrängten Zeit ausreichend zu besetzen, manches konnte nur im Detail angesprochen werden, anderes mußte ganz ausgeblendet bleiben.

Eröffnet wurde das Symposion mit den grundsätzlichen Überlegungen, die Dennis Green zum ‚Hören‘ und ‚Sehen‘ im Mittelalter anstellte. Entgegen einer nur abstrakten Gegenüberstellung der Begriffe führte er eindrucksvoll die widerspruchsvolle Einheit der Termini vor und plädierte für eine mehrdimensionale Wahrnehmung von *hoeren unde schouwen* im mittelalterlichen Bildungs- und Literaturbetrieb. Nigel F. Palmer zeigte grundsätzliche Aspekte mittelalterlicher Textualität auf, wobei er im Vergleich zur lateinischen Schriftkultur konkrete Gestaltungsformen mittelhochdeutscher Texte für das 13. Jahrhundert untersuchte. Dem Kultur- und Wissenstransfer zwischen *clerici* und Laien, *Litterati* und *Illitterati* waren die nächsten beiden Beiträge verpflichtet. Während Christa Bertelsmeier-Kierst unter diesem Aspekt eine andere Sicht auf die Literatur um

1200 erprobte, stellte Eckart Conrad Lutz am Beispiel einiger Autorbilder des 12. und 13. Jahrhunderts Modelle der Kommunikation von geistlichen und weltlichen Eliten vor.

Innerhalb der Felder, die vom volkssprachlichen Literalisierungsprozeß im Laufe des 13. Jahrhunderts erfaßt wurden, nimmt die Chronistik einen vorrangigen Platz ein. Dorothea Klein konnte anhand der reichen Tradierung, die im 13. Jahrhundert insbesondere die deutschen Weltchroniken aufweisen, den Durchbruch der neuen Gattung eindrucksvoll belegen. Mit der „Gandersheimer Reimchronik“ des Priesters Eberhard präsentierte Hans-Joachim Ziegeler das früheste Beispiel einer deutschsprachigen Stifterchronik. Mit Recht kritisierte Ziegeler in seinem Vortrag die „Enthistorisierung“ des Textes im herkömmlichen Literaturmodell. Obwohl die niedersächsische Chronik bereits 1216 entstand, wurde sie für ihre Zeit aus typengeschichtlichen Erwägungen nicht wahrgenommen. So stellte Helmut de Boor sie bezeichnenderweise erst in seinem dritten Band unter der Rubrik „Spätmittelalter“ vor, und auch in jüngeren Literaturgeschichten ist sie praktisch „zwischen die Zeiten gefallen“.

Im Anschluß an die Chronistik wurde das Verhältnis von Geschichte und Literatur vorzugsweise im Spannungsfeld heldenepischer Darstellungen reflektiert. Bernd Bastert beschäftigte sich eingehend mit der deutschsprachigen Karls-Tradition. Er konnte zeigen, daß Strickers „Karl“ im 13. Jahrhundert nicht das ältere „Rolandslied“ ablöste, wie es das gattungsgeschichtliche Modell bislang implizierte, sondern daß sich beide Texte in ihrer Überlieferung komplementär verhalten. Während das „Rolandslied“ im Nordosten, d.h. in der Einflußsphäre des welfischen Entstehungsraumes des Werks, offenbar weiterhin präsent blieb, konzentrierte sich die Einflußzone von Strickers „Karl“ auf den Süden, wo Zürich zum zweitwichtigsten Zentrum der Karlsverehrung in Deutschland avancierte. Mit dem Problem von Realität und Fiktionalität setzte sich Gerd Althoff auseinander. An Fallbeispielen zur Inszenierung von Fußfällen als Ausdruck ritueller Kommunikation konnte er überzeugend demonstrieren, wie historische Texte mit fiktionalen Elementen angereichert und umgekehrt auch fiktionale Texte in ihrer Zeit als historische verstanden wurden. Um die „Inszenierung von Erzählen“ ging es in dem Beitrag von Elisabeth Lienert. An stereotypen Wendungen – wie z.B. *als wir das buoch hoeren sagen* – hat sie die Formelhaftigkeit des Erzählstils, insbesondere den für die Vortragssituation konstitutiven Redegestus in der deutschsprachigen Heldenepik untersucht. Eine literaturgeschichtliche Einordnung der Gattung in den europäischen Kontext nahm im Anschluß Victor Millet vor. Während die aventiurehafte Dietrichepik einen neuen Gattungstyp begründen konnte, hat das „Nibelungenlied“ hingegen, wie Millet ausführte, nicht gattungstiftend gewirkt, sondern blieb in der Literaturwirklichkeit des 13. Jahrhunderts eigentümlich isoliert.

Mit der Adaption der Antike wurde die Sektion zum höfischen Roman eröffnet. Ricarda Bauschke entwarf ein neues Bild vom Entstehungshintergrund und dem literarischen Diskurs, in den Herborts *liet von Troje* zu stellen ist. Peter Kern untersuchte am Beispiel der „Metamorphosen“ die Ovid-Rezeption in der höfischen Literatur des 13. Jahrhunderts. Die enge Verbindung zwischen volkssprachlicher und mittellateinischer Romankultur stellte Paul Gerhard Schmidt exemplarisch anhand der *Historia* Rudolfs von Schlüsselberg vor. Peter Johnson zeigte danach Besonderheiten in der Entwicklung des höfischen Romans und der Chanson de Geste in Frankreich und Deutschland auf. Ebenfalls komparatistisch akzentuiert war der Beitrag von Jürgen Wolf, der die Tradierung des Artusromans in Deutschland und Frankreich bis 1300 vorstellte. Die Dramaturgie und kommunikative Funktion von Affektivität und Gewalt in der höfischen Epik untersuchte abschließend Klaus Ridder.

Dem bislang in der Literatur stark vernachlässigten Thema ‚Wissen und Didaxe‘ waren vier Beiträge gewidmet. Einen Überblick über die deutschsprachige Medizinliteratur des 13. Jahrhunderts gab Bernhard Schnell, während Freimut Löser religiöse und moralische Unterweisung am Beispiel von Nebukadnezers Traum (Daniel 2,31–45) in der Sangspruchdichtung bis 1300 aufzeigte. Mit der weltlichen Lehrdichtung des 13. Jahrhunderts, insbesondere dem Typ des Lehrgesprächs, das im „Winsbecke“ und in der „Winsbeckin“ geschlechterdifferenzierend begründet wurde, beschäftigte sich der Vortrag von Elke Brüggem. Die „Typologie kleinerer Reimpaardichtungen“ in Differenzierung von Verserzählung, Rede und ‚Bispiel‘ untersuchte Franz-Josef Holznagel an ausgewählten Beispielen aus dem Stricker-Corpus.

Die soziokulturelle Funktion von Rätseln in Sangsprüchen des 13. Jahrhunderts arbeitete Tomas Tomasek heraus. Rätsel stellten bis in die Neuzeit eine Form kultivierter Geselligkeit dar, die – ähnlich wie die Sentenz – weniger für die festliche Aufführungssituation als eher zur kunstvollen Unterhaltung einer geselligen Kleingruppe gedacht waren. Jens Haustein ging Fragen des literarischen Spiels im Oeuvre Neidharts, den intertextuellen und scheinbar biographischen Anspielungen auf sein *hiuselin in riuwental* nach. Mit ihrem Beitrag, *You’ve got mail*, zur Inszenierung von Schriftlichkeit in Ulrichs Frauendienst haben Karina Kellermann und Christopher Young das Symposium zur volkssprachlichen Literalität im 13. Jahrhundert beschlossen. Leider konnten aus Zeitgründen nicht alle Vorträge dem Tagungsband in schriftlicher Form zugute kommen. Blinde Stellen dieser Art sind allerdings unvermeidlich, wenn ein Tagungsband noch in Kontinuität zur aktuellen Forschungsdiskussion stehen soll. Wir danken allen, die durch ihren mündlichen oder schriftlichen Beitrag zum Gelingen des Symposiums beigetragen haben.



## Terminologische Überlegungen zum Hören und Lesen im Mittelalter

Die Debatte über Mündlichkeit und Schriftlichkeit ist weitgehend durch die Theorie einer ‚großen Kluft‘ zwischen den beiden Kommunikationsweisen in Verwirrung gebracht worden, wie etwa durch Albert Lords Ansicht, die eine schließe die andere notwendigerweise aus, oder durch Eric Havelocks Gegenüberstellung des *oral* und des *literate mind*.<sup>1</sup> Die Kritik, der solche Ansichten neuerdings unterzogen worden sind, möchte ich jetzt weiterführen, indem ich sie vom theoretischen auf den terminologischen Bereich ausdehne. Inwiefern wird unser Denken durch Termini noch beherrscht oder gar verzerrt, die zur Zeit der ersten Rezeption von Lord und Havelock geprägt wurden?

Man war früher der Meinung, der Übergang von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit sei als technologischer Medienwechsel zu verstehen. Bei Marshall McLuhan hieß es infolgedessen: „The medium is the message“, und das einflußreiche Buch von Walter Ong über Mündlichkeit und Schriftlichkeit trägt den Untertitel: „The technologizing of the word“.<sup>2</sup> Diese Einstellung ist leicht zu verstehen, denn die neuen Medien der Informationsvermittlung lassen uns heute die Schriftkultur fraglich werden und erwecken bei uns nicht nur ein Interesse an früheren Umbruchszeiten, sondern auch den Eindruck, daß vielleicht der Übergang zur Schriftlichkeit ähnlicherweise als technologische Errungenschaft zu erklären sei.<sup>3</sup> In übertriebener Entdeckerfreude ging man aber oft viel weiter. In McLuhans Augen entfaltete der Medienwechsel, den der Buchdruck bedeutete, eine unerhörte Wirkung: er war Anlaß für den modernen Individualismus, begünstigte die Wirtschaftsform des Kapitalismus und stärkte die Skepsis gegenüber überlieferten Glaubensauffassungen.<sup>4</sup> Auch Jack Goody und Ian Watt betrachten den Übergang zur Schriftlichkeit als einen Fortschritt und

---

<sup>1</sup> Albert B. Lord: *The Singer of Tales*. New York 1965; Eric A. Havelock: *The Literate Revolution in Greece and its Cultural Consequences*. Princeton 1982, S. 166–84.

<sup>2</sup> Walter J. Ong: *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*. London 1982.

<sup>3</sup> Dennis H. Green: *Medieval Listening and Reading. The Primary Reception of German Literature 800–1300*. Cambridge 1994, S. 3.

<sup>4</sup> Dazu Paul Goetsch: *Der Übergang von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit. Die kulturkritischen und ideologischen Implikationen der Theorien von McLuhan, Goody und Ong*. In: *Symbolische Formen – Medien – Identität*, hg. von Wolfgang Raible, Tübingen 1991 (*ScriptOralia* 37), S. 113–29, hier S. 116f.

halten sie für verantwortlich für die Entwicklung des logischen Denkens.<sup>5</sup> Ong ist ebenfalls von der revolutionären Macht der Schrift als Technologie überzeugt: erst sie ermögliche die volle Entfaltung des menschlichen Denkvermögens.<sup>6</sup>

Von dieser Technologisierung nicht nur des Wortes, sondern auch unserer Interpretationsmöglichkeiten ist man allmählich abgerückt. Auf Bedenken stößt die These, daß die kulturelle Entwicklung der Griechen auf das Wesen ihrer Alphabetschrift zurückzuführen sei, unter Ausklammerung einer Reihe von anderen Faktoren, die dabei eine Rolle gespielt haben müssen.<sup>7</sup> Einen derartigen Umbruch auf nur einen Faktor zu reduzieren läuft auf eine Überschätzung von Medien und Technik hinaus, denn der Gebrauch einer Technik hängt nicht nur von den ihr innewohnenden Möglichkeiten ab, sondern auch von kulturellen und gesellschaftlichen Begleitumständen, die historisch je verschieden ausfallen können.<sup>8</sup> Das Wort ‚Möglichkeiten‘ führt zu einem weiteren Einwand, denn Goody und Watt haben zuerst von den ‚Konsequenzen‘ der Einführung einer Schrift gesprochen, während Goody später, der Kritik nachgebend, statt dessen das Wort ‚Implikationen‘ benutzt hat.<sup>9</sup> Wie umwälzend der technologische Wandel auch gewesen sein mag, so kann er allenfalls nur bestimmte Möglichkeiten eröffnet haben, ohne sie notwendigerweise hervorzurufen.

Von der umwälzenden Macht der Schrift als Technik überzeugt, hat man ihre Einführung, sozusagen enthistorisierend, als großen, plötzlich eintretenden Bruch betrachtet, der eine mündliche Kultur von einer Gesellschaft, die die Schriftlichkeit kennt, grundsätzlich trennt. Daraus entstand die Annahme eines ‚Great Divide‘,<sup>10</sup> nicht nur in zeitlicher Hinsicht, sondern auch die unterschiedlichen Merkmale der Mündlichkeit und der Schriftlichkeit betreffend. Das war der Grund, warum Lord die beiden einander gegenüberstellte und keine Übergangserscheinungen anerkennen wollte, während dagegen Ruth Finnegan, die mit solchem Denken in binären Oppositionen scharf ins Gericht geht, Gewicht darauf legt, daß die beiden Kommunikationsweisen vieles gemein haben und daß sie sich sogar gegenseitig beeinflussen können.<sup>11</sup> Statt Mündlichkeit und Schriftlichkeit als Alternativen anzusehen, die einander ausschließen, ist man

---

<sup>5</sup> Jack Goody und Ian Watt: *The Consequences of Literacy*. In: *Literacy in Traditional Societies*, hg. von J. Goody. Cambridge 1968, S. 27–68.

<sup>6</sup> Ong [Anm. 2], S. 78–116.

<sup>7</sup> Goetsch [Anm. 4], S. 123.

<sup>8</sup> Ebd., S. 125.

<sup>9</sup> Jack Goody: *The Domestication of the Savage Mind*. Cambridge 1977, S. 75.

<sup>10</sup> Kritisch zu dieser Annahme Ruth Finnegan: *Literacy and Orality*. *Studies in the Technology of Communication*. Oxford 1988, S. 8–14.

<sup>11</sup> Finnegan [Anm. 10], S. 175.

jetzt vorwiegend dazu übergegangen, die beiden als ineinander verschränkt zu betrachten.<sup>12</sup>

Angesichts dieser Bedenken tun wir gut daran, einige der Termini, die bislang zur Erklärung benutzt worden sind, etwas kritischer zu hinterfragen. Als erstes Beispiel nehme ich das Gegensatzpaar Hören und Sehen, dem Manfred Günter Scholz in seiner Abhandlung *Hören und Lesen* wohlweislich aus dem Wege geht, obwohl er Beispiele für die Äquivalenz von mhd. *sehen* und *lesen* erbringt.<sup>13</sup> Dagegen erlaubt sich Horst Wenzel die Freiheit, in seinem Titel vom Hören und Sehen zu reden, weil er sich mit einer weiterreichenden Fragestellung befaßt: mit dem Verhältnis von Schrift und Bild.<sup>14</sup> Beschränkt man sich aber auf die sprachliche Kommunikation, so läuft man Gefahr, den Sachverhalt zu verzerren, wenn man ‚mündlich‘ und ‚hören‘ gleichsetzt, im Gegensatz zu ‚schriftlich‘ und ‚sehen‘, obwohl es gute Präzedenzfälle dafür zu geben scheint. So heißt es z.B. bei Augustinus: *omne verbum sonat* (damit wird die gesprochene Sprache als akustisch gekennzeichnet). *cum enim est in scripto, non verbum, sed verbi signum est* (mit diesem Hinweis auf das Wortzeichen als Schriftzeichen wird das Lesen dem Auge zugeordnet).<sup>15</sup>

Jahrhunderte später vertritt Thomasin von Zerclaere bekanntlich dieselbe Ansicht bei seiner Unterscheidung zwischen lesekundigen Klerikern und den auf den mündlichen Vortrag angewiesenen Laien (*gêt ez dem phaffn zen ougen in / so gêt doch der selbe sin / den leien durch diu ôren*).<sup>16</sup> Noch im 20. Jahrhundert betrachtet Goody den Unterschied als einen absoluten: „You hear speech and see writing [...] listening with ear [...] reading with eyes“.<sup>17</sup> Die Erkenntnis, daß wir es aber nicht dabei bewenden lassen dürfen, verdanken wir der romanistischen Sprachforschung, wo man sich nicht mit zwei direkten Kommunikationskanälen (einem gesprochenen zwischen Sprecher und Hörer oder einem geschriebenen zwischen Schreiber und Leser) zufrieden gibt, sondern auf zwei indirekte oder, besser, diagonale Kanäle hinweist.<sup>18</sup> So gibt es zum einen das Vorlesen aus einem

<sup>12</sup> Jan-Dirk Müller: *Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes*. Tübingen 1998, S. 26f.

<sup>13</sup> Manfred G. Scholz: *Hören und Lesen. Studien zur primären Rezeption der Literatur im 12. und 13. Jahrhundert*. Wiesbaden 1980.

<sup>14</sup> Horst Wenzel: *Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter*. München 1995.

<sup>15</sup> Zitiert bei Horst Wenzel: *Imaginatio und Memoria. Medien der Erinnerung im höfischen Mittelalter*. In: *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, hg. von Aleida Assmann und Dietrich Harth, Frankfurt/M. 1991, S. 57–82, hier S. 75, Anm. 4.

<sup>16</sup> Thomasin von Zerclaere: *Der Wälsche Gast*, hg. von Heinrich Rückert. Quedlinburg 1852, 9445–7.

<sup>17</sup> Jack Goody: *The Interface between the Written and the Oral*. Cambridge 1987, S. 186.

<sup>18</sup> Helmut Lüdtke: *Die Entstehung romanischer Schriftsprachen*. In: *Vox Romanica* 23 (1964), S. 3–21; Peter Wunderli: *Die ältesten romanischen Texte unter dem Gesichtspunkt*

geschriebenen Text vor einer Zuhörerschaft (so daß durch Vermittlung des Vorlesenden die Information vom Schreiber an den Zuhörer weitergereicht wird) und zum anderen das Protokollführen oder die schriftliche Aufnahme eines mündlichen Verfahrens (so daß durch Vermittlung des Protokollführers die Information vom Sprecher zum Leser kommt). Anstelle der beiden direkten Informationswege haben wir es hier mit zwei Arten von Wissensvermittlung zu tun („Man hört das Gelesene oder das Gesehene“ und „Man liest oder sieht das Gehörte“), die dem von Augustinus, Thomasin und Goody konstatierten Kontrast zuwiderlaufen.

Die erste Möglichkeit, die man auch als „die Stimme der Schrift“ bezeichnet hat,<sup>19</sup> zerfällt in zwei Unterarten: entweder man schreibt oder man liest laut, so daß sowohl die visuelle als auch die akustische Dimension in Frage kommen. Das Schreiben mit lauter Stimme richtet sich entweder an einen Schreiber (dem man den Text diktiert) oder man diktiert sich selbst: im ersten Fall sind zwei Personen betroffen, im zweiten nur eine, aber den beiden Situationen gemeinsam ist das Mitwirken von Sehen und Hören. Man geht davon aus, daß manche Autoren, wie es im Falle Reinmars von Zweter in der Manessischen Handschrift bildlich belegt ist, ihren Text einem Schreiber diktiert haben.<sup>20</sup> Wir wissen z.B., daß Bernhard von Clairvaux und Thomas von Aquin Schreiber zur Verfügung standen, denen sie, wenn auch nach vorläufigen Notizen (vielleicht auf Wachstäfelchen), diktieren konnten.<sup>21</sup> Diese Gewohnheit muß weit verbreitet gewesen sein, denn sie findet ihren sprachlichen Niederschlag im Lateinischen (*dictare* bedeutet sowohl ‚diktieren‘ als auch ‚verfassen‘) und im Ahd. (*tibtôn* weist dieselben Bedeutungen auf).<sup>22</sup> Sogar im Rahmen des mittelalterlichen Universitätswesens, wo man vielleicht eine Vorherrschaft der Schriftlichkeit zu erwarten hätte, kommt sie auch in Verbindung mit dem mündlichen Diktat vor. Gerade der Vorteil des sogenannten Pecienwesens, zur Deckung des gestiegenen Textbedarfs im Universitätsunterricht erfunden, bestand darin, daß viele Exemplare auf einmal angefertigt werden konnten, wenn man mehreren in demselben Raum ver-

---

von Protokoll und Vorlesen. In: *Vox Romanica* 24 (1965), S. 44–63. Vgl. ferner Green [Anm. 3], S. 170.

<sup>19</sup> Vgl. den Titel von Hedwig Meier und Gerhard Lauer: *Partitur und Spiel. Die Stimme der Schrift im ‚Codex Buranus‘*. In: ‚Aufführung‘ und ‚Schrift‘ in Mittelalter und früher Neuzeit, hg. von Jan-Dirk Müller. Stuttgart 1996, S. 31–47, aber auch S. 35 (‚die Stimme im Codex‘).

<sup>20</sup> Ingo F. Walther: *Codex Manesse. Die Miniaturen der Großen Heidelberger Liederhandschrift*. Frankfurt/M. 1988, Tafel 112 (Blatt 323r der Handschrift).

<sup>21</sup> Paul Saenger: *Space between Words. The Origins of Silent Reading*. Stanford 1997, S. 250; Bernhard Bischoff: *Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters*. Berlin 1979 (Grundlagen der Germanistik 24), S. 58.

<sup>22</sup> Bischoff [Anm. 21], S. 58; Rudolf Schützeichel: *Althochdeutsches Wörterbuch*. Tübingen 1969, S. 194.

sammelten Schreibern diktierte.<sup>23</sup> Nachteilig, weil es die Gefahr in sich barg, daß eine Vorlesung zur bloßen Textfabrikation entarten konnte, war aber der Mißbrauch der Vorlesung zum Gruppendiktat, gegen den man offiziell einschreiten mußte.<sup>24</sup> Ob vorteilhaft oder nachteilig; in solchen Beispielen spielt die Stimme beim Schreiben mit.

Das ist auch der Fall, wenn der Autor selber schreibt und sich selbst diktiert. Schon Paulinus von Nola betrachtete die eigene Schreibtätigkeit als einen doppelten Vorgang, in dem *lingua et manus* zusammenarbeiteten, bei Bernardus Morlanensis heißt es ähnlich *et stylo et ori meo*, während noch für Thomas a Kempis das Schreiben ein Sprechen ist, bei dessen Abschluß Hand und Mund zu schweigen haben.<sup>25</sup> An entsprechenden volkssprachlichen Belegen fehlt es nicht. Alber betrachtet die Abfassung seines „Tnugdalus“ als eine Schreibtätigkeit, die *unser hant und unser zunge* ausgeführt haben, und im „Wilhelm von Österreich“ läßt Johann von Würzburg keinen Zweifel daran, daß der Schreiber eines Briefes sich selbst diktiert (*getihet von ir munde*).<sup>26</sup>

Auch beim Lesen gesellte sich der Mund zum Auge, so daß man jeder kategorialen Abschottung zum Trotz sogar von einem „mündlichen Lesen“ sprechen könnte.<sup>27</sup> Die akustische Dimension ist natürlich in den Fällen nicht wegzudenken, in denen, aus welchen Gründen auch immer, aus einem Buch vorgelesen wird. Johannes von Salisbury empfand das Bedürfnis, diese Praxis gegen die Privatlektüre abzugrenzen, indem er *legere* und *prelegere* unterschied.<sup>28</sup> Zu letzterem Verbum gibt es annähernd ähnliche volkssprachliche Entsprechungen, wo *lesen + vor* auf dasselbe Zusammenspiel von Lesen und Hören hinweist, z.B. das adlige Fräulein in Hartmanns „Iwein“, das *vor* den Eltern sitzt und sie unterhält, indem es ihnen *liest*, oder das öffentliche Verlesen eines Briefes im „Alexander“ Rudolfs von Ems (*er nam und las sie sâ zehant / offenliche vor der schar / daz siez alle hörten gar*).<sup>29</sup> Obwohl diese Praxis im Falle eines zum größten Teil nicht lesekundigen Laienpublikums unvermeidlich war, wäre es verfehlt, sie einzig und allein auf dessen mangelhaften Bildungsstand zurückzuführen, denn sie war auch im Kloster zu Hause, spezifisch als Vorlesung im Refektorium oder als abendliche *Collatio*.<sup>30</sup> Insbesondere in der Liturgie spielte

<sup>23</sup> Elizabeth L. Eisenstein: *The Printing Press as an Agent of Change. Communications and Cultural Transformations in Early-Modern Europe.* Cambridge 1979, S. 13, Anm. 28.

<sup>24</sup> Jürgen Miethke: *Die mittelalterlichen Universitäten und das gesprochene Wort.* München 1990, S. 23f.

<sup>25</sup> Green [Anm. 3], S. 16.

<sup>26</sup> Ebd., S. 148.

<sup>27</sup> So spricht Saenger [Anm. 21] von „oral readers“ (nicht nur im Rahmen der Liturgie).

<sup>28</sup> Green [Anm. 3], S. 84 und 337, Anm. 155. Vgl. auch Saenger [Anm. 21], S. 246.

<sup>29</sup> Green [Anm. 3], S. 86.

<sup>30</sup> Ebd., S. 34.

dieses mündliche Lesen eine alltägliche Rolle bei illiteraten Laien wie auch bei lesekundigen Mönchen. Man bediente sich gewisser Interpunktionszeichen, um dem liturgischen *lector* bei der Aussprache schwieriger Passagen zu helfen, so daß für Alcuin durch die richtige Interpunktion die Gewähr dafür gegeben war, daß der *lector* sich nicht vor den Brüdern in der Kirche verlesen würde.<sup>31</sup>

Wir dürfen die mündliche Dimension auch nicht vernachlässigen, wenn wir uns jetzt der individuellen Privatlektüre im Mittelalter zuwenden. Begünstigt oder gar notwendig gemacht wurde das laute Lesen, auch für sich allein, durch die Übernahme der *scriptura continua* von der Spätantike, d.h. einer laufenden Schreibweise ohne Angabe von Wortgrenzen und Interpunktion. Paul Saenger verdanken wir eine eingehende Darstellung der Folgen dieser nicht gerade leserfreundlichen Gewohnheit.<sup>32</sup> Das Lesen derartiger Texte fiel deshalb so schwer, weil man die zusammengehörigen Buchstabengruppen selber herausfinden mußte, um Einzelwörter und syntaktische Einheiten zu erkennen. Da die nur visuelle Speicherung der einmal erkannten Einheiten schwer war, nahm man einen zweiten Speicher, den akustischen, zu Hilfe, indem man den Text laut las.<sup>33</sup> In der Antike gab es zwar auch den Sonderfall des leise für sich Lesenden, aber so selten, daß er Staunen hervorrief (das berühmteste Beispiel ist die Reaktion des Augustinus auf den leise lesenden Ambrosius von Mailand).<sup>34</sup> Angesichts der lauten Lesepraxis mußte in der Benediktinerregel ausdrücklich vorgeschrieben werden, daß Mönche bei der Privatlektüre sich *cum omni silentio* verhalten sollten, damit die anderen nicht gestört wurden.<sup>35</sup> Es nimmt deshalb nicht wunder, wenn im Rahmen der privaten Andachtslektüre die Konstruktion *mit dem munde lesen* vorkommt, oder wenn in einem durchaus weltlichen Kontext eine Dame im „Wilhelm von Österreich“ einen Brief erhält, dessen Inhalt sie nicht preisgeben will und deshalb andere aus dem Zimmer hinaus schicken muß, bevor sie ihn lesen kann, offenbar mit lauter Stimme.<sup>36</sup> Wie laut oder wie leise wissen wir freilich nicht, auch nicht im Falle der Vorschrift in der Benediktinerregel, denn es gibt Fälle, in denen der Terminus *in silentio* kein völliges Schweigen bedeuten kann, sondern allenfalls ein Vor-sich-hin-Murmeln, ein Spre-

<sup>31</sup> Ebd., S. 45; Saenger [Anm. 21], S. 84f., 89, 231 (mit dem Nachdruck auf der richtigen Aussprache).

<sup>32</sup> Saenger [Anm. 21], als Zusammenfassung früherer Aufsätze aus seiner Feder, die in seiner Bibliographie (S. 446) aufgelistet sind.

<sup>33</sup> Wolfgang Raible: Zur Entwicklung von Alphabetschrift-Systemen. *Is fecit cui prodest*. In: Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse. Jahrgang 1991, Bericht 1. Heidelberg 1991, S. 7-10.

<sup>34</sup> Josef Balogh: ‚Voces paginarum‘. Beiträge zur Geschichte des lauten Lesens und Schreibens. In: *Philologus* 82 (1927), S. 84-109, 202-40, hier S. 85-7.

<sup>35</sup> Green [Anm. 3], S. 16f., 304.

<sup>36</sup> Ebd., S. 148.

chen *sotto voce*.<sup>37</sup> Auch wenn sie ein völliges Schweigen bedeuten sollten, gibt es meines Wissens keine deutschsprachigen Beispiele dafür, zumindest bis 1300, die über jeden Zweifel erhaben sind.<sup>38</sup> Bis zu diesem Datum haben wir damit zu rechnen, daß deutschsprachige Texte laut gelesen wurden, entweder als Vortrag vor anderen oder vom Leser für sich selbst. Das Hören ging mit dem Sehen oder dem Lesen einher.

Wir kommen jetzt zur umgekehrten Möglichkeit: Man sieht das Gehörte. Wichtig in diesem Zusammenhang ist der Nachdruck, den Horst Wenzel auf die höfische Repräsentation gelegt hat, die eine sinnlich erfahrbare, öffentliche Darstellung von Rang und Macht verlangte, die sämtliche Sinneswahrnehmungen betraf, vorwiegend aber das Sehen und das Hören.<sup>39</sup> Er beschreibt das höfische Fest als ein „multimediales Ereignis“ und sogar in der Kirche vollzieht sich eine multimediale Inszenierung.<sup>40</sup> Ähnliches gilt für die volkssprachliche Dichtung, am Hofe als öffentliche Aufführung vorgetragen, denn im Vortrag bleibt die Kommunikation von Angesicht zu Angesicht erhalten, die Wahrnehmung durch das Auge wie auch durch das Ohr.<sup>41</sup> Diese doppelte Wahrnehmung wird eine noch größere Rolle gespielt haben, wenn man sich vorstellen darf, daß in den Räumen, die mit Wandgemälden von Szenen aus der höfischen Literatur ausgestattet sind (wie den Iwein-Fresken in Rodenegg oder Schmalkalden), Hartmanns Roman möglicherweise vorgetragen wurde.<sup>42</sup>

Auch ohne den Hintergrund solcher Fresken darf man davon ausgehen, daß der Vortrag eine uns verloren gegangene visuelle Dimension in Form der aussagekräftigen Gebärdensprache des Vortragenden einschloß. Dieser Zeichenfunktion der Gebärde widmet Wenzel einen Abschnitt mit dem Titel „Sprache mit ‚sichtbaren‘ Worten“,<sup>43</sup> einem sprechenden Gegenstück zum Terminus „Stimme der Schrift“, von dem früher die Rede war. Jede mündliche Kommunikation setzt Sprecher und Zuhörer am selben Ort und zur gleichen Zeit voraus, die (im Gegensatz zum einsamen Akt des Schreibens oder Lesens) zusammen eine Gruppe bilden, die auf deiktische Hinweise angewiesen sein können, um die Kommunikation zu unterstreichen.<sup>44</sup> Diese Hinweise können akustisch sein (Betonung), aber auch visuell (Mimik, Gestik, Hinweise auf sichtbare Aspekte des Ortes, wo vorgetragen wird). Dem entspricht es, wenn Geoffroi de Vinsauf vom Vortragenden behauptet, er spreche mit drei Sprachen (mit dem Munde, den

<sup>37</sup> Saenger [Anm. 21], S. 203, 268.

<sup>38</sup> Green [Anm. 3], S. 309 und 421, Anm. 441, 442.

<sup>39</sup> Wenzel [Anm. 14], S. 21–5.

<sup>40</sup> Ebd., S. 114, 182.

<sup>41</sup> Ebd., S. 36f.

<sup>42</sup> Ebd., S. 315f.

<sup>43</sup> Ebd., S. 158–169.

<sup>44</sup> Green [Anm. 3], S. 61.

Gesichtszügen, den Gebärden), oder wenn im „Engelhard“ Konrads von Würzburg die Vortragskunst zweier Freunde vor versammelter Hofgesellschaft als zweidimensional dargestellt wird (*swaz man nû kurzewîle sol / vor rittern und vor frowwen / hoeren unde schowwen, / daz lac an in mit voller kraft*).<sup>45</sup>

Hinweise auf den Gebrauch der Ironie können natürlich sprachlicher Art und uns deshalb theoretisch zugänglich sein, sie können aber auch Tonfall oder Gestik betreffen, nach jedem Vortrag unwiederbringlich verloren. Über das Verlorene sind wir aber durch eine Reihe von rhetorischen Handbüchern informiert.<sup>46</sup> Wenn die *pronuntiatio* als Mittel vorgeschrieben wird, eine Aussage als ironisch gemeint zu kennzeichnen, so bezieht sie sich nicht nur auf die *vox*, sondern auch auf den *gestus*.<sup>47</sup> Donatus war der Meinung, daß die Gesichtszüge dazu beitragen, eine ironische Absicht zu verraten und Buoncompagno da Signa soll in einer (vermutlich verlorenen) Abhandlung über die Körperbewegungen ironische Gebärden besprochen haben.<sup>48</sup>

Auch in einer anderen Gattung wirkt das Gesehene mit dem Gehörten auf eine Weise zusammen, die wir indirekt zu rekonstruieren vermögen, denn in den Spielanweisungen des geistlichen Dramas wird oft auf die Gestik als Unterstützung der Sprache Bezug genommen, so daß wiederum die beiden Wahrnehmungsweisen gekreuzt werden können, indem man von einer ‚Gestik der Stimme‘ gesprochen hat.<sup>49</sup> Wie ausdrucksfähig diese Gebärdensprache sein kann, erhellt aus der Unterscheidung von maßvoller Gestik (*gestus*), die auf eine demütige Haltung hinweist und zur Feierlichkeit des Spiels beiträgt, und übertriebener *gesticulatio*, negativ bewertet und dem Bösen oder dem vom Heiligen Ausgeschlossenen vorbehalten.<sup>50</sup> Wie auf solche Weise das Gesprochene sichtbar gemacht wird, geht z.B. aus der Bekehrungsszene der Maria Magdalena im großen Passionsspiel der „Carmina Burana“ klar hervor: ihre Konversion wird mit Worten ausgedrückt, aber noch zusätzlich durch die begleitende Regieanweisung: *Tunc deponat vestimenta secularia et induat nigrum pallium*.

Auf die sichtbare Situation, in der ein Vortrag stattfindet, wird auch durch deiktische Signale angespielt. Eine Deixis im buchstäblichen Sinn von ‚Zeigen‘ ist nur möglich in einer direkten, mündlichen Kommunikation, bei der sich die Wahrnehmungen von Sprecher und Hörer decken.<sup>51</sup>

<sup>45</sup> Ebd., S. 62, 74.

<sup>46</sup> Dennis H. Green: *Irony in the Medieval Romance*. Cambridge 1979, S. 21; Dilwyn Knox: *Ironia. Medieval and Renaissance Ideas on Irony*. Leiden 1989 (Columbia Studies in the Classical Tradition 16), S. 58–77.

<sup>47</sup> Knox [Anm. 46], S. 58 und Anm. 4.

<sup>48</sup> Ebd., S. 58f., 61.

<sup>49</sup> Meier und Lauer [Anm. 19], S. 42.

<sup>50</sup> Ebd., S. 42f.

<sup>51</sup> Green [Anm. 3], S. 61; Jan-Dirk Müller: *Ritual, Sprecherfiktion und Erzählung*. Literari-

Die Signale können zeitlicher Natur sein (*nu, hiute*), aber auch lokaler (*hie, her*): Nur diese gehen uns an, denn durch sie gesellt sich das Gesehene (das Umfeld, in dem sich Vortragender und Zuhörer gleichzeitig befinden) zum Gehörten. Auf diesen gemeinsam besetzten Raum bezieht sich Eilhart von Oberge in seinen Eingangsversen (*Sint zu sagene mir geschît / den lûten die man hîr sît*), so daß der ‚Hörerraum‘ des Vortrags auch als ‚Schaumraum‘ empfunden wird.<sup>52</sup>

Eine derartige Deixis setzt allerdings ein buchstäbliches Zeigen und Sehen im physikalischen Raum voraus, aber hinzu kommt ferner die Möglichkeit eines übertragenen oder imaginären Sehens, einer Visualisierung. Wie diese beiden Sehweisen, die körperliche und die geistige, sich zueinander verhalten können, ist an zwei zusammengehörigen Strophen in Walthers erstem Philippston zu ersehen: L. 18, 29 (*Diu krône ist elter danne der kûnec Philippes sî*) und L. 19, 5 (anlässlich des Magdeburger Weihnachtsfests). Beide Strophen verkörpern eine Zurschaustellung der stauischen Macht, in Magdeburg inszeniert, sozusagen vor den Toren der welfischen Dynastie in Braunschweig. In der ersten Strophe kommt diese Schau wiederholt zur Sprache (zweimal *schouwen*, einmal *sehen*, das Ganze eine *ougenweide*), aber in der zweiten geht es um eine zeremonielle Prozession bei festlichem Anlaß, an dem die Großen des Reiches und die Würdenträger der Kirche teilnehmen und in dem das, was gezeigt und gesehen wird (Philipp trägt das Szepter und die Reichskrone, ihm folgen die Thüringer und die Sachsen, die seine Machtstellung anerkennen) ausschlaggebend ist.<sup>53</sup> Die Ereignisse in Magdeburg stellen eine Augenweide im physikalischen Sinne dar, während der Vortrag von Walthers Strophen nach dem Festzug diese Einzelheiten vor dem geistigen Auge der Zuhörer in Erinnerung bringt. Man hörte diese Strophen im Vortrag, wurde aber auch deiktisch dazu eingeladen, sie in der Imagination mitzusehen.

Ähnliches ist an manchen Stellen in Wolframs „Parzival“ zu konstatieren, von denen ich nur eine als Beispiel nehme. Es handelt sich um Parzivals ersten Auftritt in der Burg Munsalvaesche, in dem er die Ereignisse und die ganze Pracht verständnislos über sich ergehen läßt.<sup>54</sup> Der überwältigende Eindruck dieser Empfangsszene ist der des prachtvollen Glanzes (Leuchter, Kerzenhalter und Wandbeleuchtung werden zu diesem Zweck eingesetzt, aber auch glänzende Edelsteine und die als lichtvoll geschilderte

---

sierungstendenzen im späteren Minnesang. In: Wechselspiele. Kommunikationsformen und Gattungsinterferenzen mittelhochdeutscher Lyrik, hg. von Michael Schilling und Peter Strohschneider. Heidelberg 1996, S. 43–76, hier S. 50.

<sup>52</sup> Ebd., S. 75f.

<sup>53</sup> Joachim Bumke: Höfischer Körper – Höfische Kultur. In: Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche, hg. von Joachim Heinzle. Frankfurt/M. 1994, S. 67–102, hier S. 82f.

<sup>54</sup> Ausführlicher zu diesem Auftritt Dennis H. Green: *The Art of Recognition in Wolfram's Parzival*. Cambridge 1982, S. 106–13.

Schönheit der anwesenden Frauen). Beim Hereintragen des Grals in einer feierlichen Prozession bemüht sich der Erzähler als etwas betulicher Zeremonienmeister genau so beflissen um den richtigen Ablauf, wie es, der „Halberstädter Bischofschronik“ zufolge, der Reichskanzler bei den Vorbereitungen auf den Festzug in Magdeburg getan hatte. Es treten bei Wolfram 25 Jungfrauen auf, die sich in der richtigen Rangfolge symmetrisch zu beiden Seiten von Repanse de schoy gruppieren, um schließlich ein augenfälliges Tableau zu bilden. Diese sichtbare Dimension wird so sorgfältig herausgearbeitet, daß es nicht wundernimmt, wenn immer wieder unterstrichen wird, was Parzival sah (*sehen, gemerken, vinden*), so daß das Ganze von seinem Standpunkt aus beobachtet wird.<sup>55</sup> Damit aber nicht genug, denn auch wir, die Zuhörer, werden aufgefordert, mitzusehen, was nur mit unserem inneren Auge geschehen kann. Auch wir sollen, wie Parzival, *sehen*, aber indem die Adverbien *hie* und *nu* auf unser Sehen bezogen werden, erweckt der Erzähler den Eindruck, als befänden wir uns tatsächlich mitten im geschilderten Vorgang. Wir sehen also mit Parzival, aber wir sehen mehr als er (wenn nicht alles), denn der allwissende Erzähler sorgt mit einer Reihe von subtilen Andeutungen, auf die hier nicht eingegangen werden kann, dafür, daß Parzivals Gesichtspunkt als beschränkt, gar falsch herausgestellt wird.<sup>56</sup> Um aber auf unsere Fragestellung zurückzukommen: das Publikum hört Wolfram (oder einen anderen) das Werk vortragen, aber gleichzeitig sehen die Zuhörer mit dem inneren Auge das, was Parzival sieht, und noch mehr. Wenn nicht im physikalischen Sinn gemeint, ist hier die visuelle Dimension nicht zu bestreiten.

Ich komme zu einem letzten Beispiel des Zusammenwirkens der beiden Dimensionen: die audiovisuelle Wahrnehmung in Schrift und Bild.<sup>57</sup> Daß sie aufeinander angewiesen sein konnten, geht schon aus einigen Stellen bei Notker dem Deutschen hervor, dessen Texte, zum Unterricht in der Klosterschule bestimmt, dem Lehrer als Vortragsgrundlage gedient haben. In einigen von seinen Werken kommen aber auch Diagramme vor, die in den Schrifttext eingefügt sind, um den Sinn der Argumentation klarer hervortreten zu lassen.<sup>58</sup> Der sprachliche Hinweis (z.B. *sô du hîer sehen maht*) ist an und für sich zweideutig, denn er könnte sowohl an einen Leser gerichtet sein als auch an einen Zuhörer im Klassenzimmer, dem das Diagramm vom Lehrer gezeigt wird. Auf jeden Fall spielen aber hier die beiden Dimensionen zusammen: die visuelle (Diagramm) und die akustische (der Vortragende oder der für sich laut lesende Schüler).

Die Situation ist auch nicht anders, wenn wir es mit Bildern zu tun haben statt mit Diagrammen. Dem Kunsthistoriker Michael Camille, der

<sup>55</sup> Green [Anm. 54], S. 108.

<sup>56</sup> Ebd., S. 109–13.

<sup>57</sup> So der Titel eines Abschnitts bei Wenzel [Anm. 14], S. 302.

<sup>58</sup> Green [Anm. 3], S. 185.

sich mit den visuellen Implikationen der Lesekundigkeit oder -unkundigkeit im Mittelalter beschäftigt hat, verdanken wir den wichtigen Nachweis, daß die *tituli* oder Beischriften oft Wesentliches zum Verständnis der Bilder enthalten, die also nicht immer, wie es Thomasin wahrhaben wollte, als Bücher für die *illitterati* dienen konnten.<sup>59</sup> In einem Fall macht Camille sogar den Vorschlag (der der rekonstruierten Situation in Notkers St. Galler Klosterschule entspricht), daß die Besitzerin einer Handschrift das betreffende Bild angesehen haben mag, während ein Kleriker ihr den zugrundeliegenden Text verlas.<sup>60</sup> Diese Interpretation läßt sich auch auf die bekannte Szene im „Prosa-Lancelot“ übertragen, in der König Artus die Bedeutung der Wandgemälde in dem Zimmer, in dem Lancelot gefangen gehalten war, zu entziffern weiß, erstens weil er lesekundig war und deshalb den den Bildern beigegebenen Text verstehen konnte, und zweitens weil Morgan ihn auch mündlich darüber aufklärt.<sup>61</sup> Beide Möglichkeiten sind aber zweidimensional. Der König selbst sieht und liest die Bilder (er vollzieht eine audiovisuelle Wahrnehmung, denn wir dürfen annehmen, daß er, wie zu dieser Zeit noch üblich, laut las), und auf Morgans Bestätigung antwortet er mit den Worten: *wann ich sehen und horen myn schande*.<sup>62</sup>

Angesichts dieser diagonalen Querverbindungen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, vor allem aber deswegen, weil eine vorliterarische Kultur sich nicht auf ein einziges Medium (wie später die Schrift) verließ, sondern auf das Zusammenspiel verschiedener Ausdrucksmittel (Stimme und Augen), hat Joachim Bumke den Gebrauch des Terminus Mündlichkeit kritisiert, weil er die multidimensionale Realität verdecke.<sup>63</sup> Stattdessen, und weil es sich um die Stimme, die Augen und die Gebärden handelt, schlägt er ‚Körperlichkeit‘ als besseren Gegenbegriff zu Schriftlichkeit vor. Gegen die Körperlichkeit dieser vorliterarischen Kultur ist an und für sich nichts einzuwenden, aber als Gegenbegriff zu Schriftlichkeit ist sie schon deshalb nicht anwendbar, weil auch die Schriftlichkeit ohne den Körper nicht denkbar ist. Das kommt an beiden Extremen der schriftlichen Informationsvermittlung zum Ausdruck. Wie von manchen Schreibern im Mittelalter wiederholt wurde, wird der Akt des Schreibens als mühselige Arbeit beschrieben, bei der drei Finger schreiben, zwei Augen sehen, eine Zunge spricht, und der ganze Körper schuftet (*Tres digiti scribunt, duo*

<sup>59</sup> Michael Camille: Seeing and Reading: Some Visual Implications of Medieval Literacy and Illiteracy. In: Art History 8 (1985), 26–49.

<sup>60</sup> Ebd., S. 42.

<sup>61</sup> Green [Anm. 3], S. 126f.; Wenzel [Anm. 14], S. 316–8.

<sup>62</sup> Prosa-Lancelot, hg. von Reinhold Kluge. Berlin 1974. Bd. III, S. 469, Z. 3f. Auf den Vorgang einer audiovisuellen Wahrnehmung (der König schaut und liest die Bilder) weist Wenzel [Anm. 14], S. 317, hin.

<sup>63</sup> Bumke [Anm. 53], S. 97, Anm. 93.

*oculi vident. Una lingua loquitur, totum corpus laborat*).<sup>64</sup> Auch das Lesen, soweit es laut geschah (bis weit ins Spätmittelalter hinein, wenigstens in der Volkssprache), war eine körperliche Anstrengung, die nicht nur die Augen, sondern auch Zunge, Mund und Kehle in Anspruch nahm.<sup>65</sup> Dies trifft ebenso auf die Art von Lesen zu, die für das Mittelalter noch wichtiger war, auf das Vorlesen vor Zuhörern, denn zu der soeben genannten körperlichen Anstrengung des Lesens kam noch die ganze Skala der Gebärden, die für jede mündliche, öffentliche Darbietung unumgänglich war. Die Schriftlichkeit, ob man sie nun als Schreiben, Lesen oder Vorlesen auffaßt, nimmt also den Körper in Anspruch, gerade wie die Mündlichkeit, so daß der Terminus ‚Körperlichkeit‘ sich kaum dazu eignet, den Unterschied zwischen den beiden Kommunikationsweisen klarzustellen.

Aus derselben Unzufriedenheit mit dem schroffen Gegensatz mündlich – schriftlich, insbesondere im Mittelalter, hat Paul Zumthor als erster den Begriff ‚Vokalität‘ in Umlauf gebracht, der dann von Ursula Schaefer auf die altenglische Literatur übertragen und von Jan-Dirk Müller in bezug auf das „Nibelungenlied“ übernommen wurde.<sup>66</sup> Den kulturhistorischen Kontext, in dem man die Anwendung dieses Terminus zu rechtfertigen sucht, legt Müller am besten klar.<sup>67</sup> Der Begriff bezieht sich auf eine Gesellschaft, die nicht völlig schriftlos ist (für die der Terminus ‚primäre Oralität‘ reserviert wäre), in der aber der Schriftgebrauch eingeschränkt ist (‚sekundäre Oralität‘), in der einige der Schriftunkundigen (vor allem der Adel) sich Zugang zur Schrift verschaffen können, aber auch die Schriftkundigen (die Kleriker) an den mündlichen Kommunikationsformen der Laien teilhaben, und in der schließlich Schrift in Stimme rückverwandelt wird, indem Texte vorgetragen werden. Das ist eine ausführliche Umschreibung, die der durchaus komplizierten Lage im Mittelalter gerecht wird (vor allem der Verschränkung von Stimme und Schrift)<sup>68</sup> und die Dichotomie Mündlichkeit / Schriftlichkeit vermeidet.<sup>69</sup> Aber gerade diese Verschränktheit der Kommunikationsformen im Mittelalter läßt es zweifelhaft erscheinen, ob der Begriff Vokalität mit seiner einseitigen Betonung der Stimme und des Sprechens die Rolle des Schreibens und Lesens genug zum Vorschein kommen läßt. Es mag wohl sein, daß die visuelle Dimension des Lesens

<sup>64</sup> Michael T. Clanchy: *From Memory to Written Record. England 1066–1307*. London 1979, S. 217; William A. Graham: *Beyond the Written Word. Oral Aspects of Scripture in the History of Religion*. Cambridge 1987, S. 37, 186, Anm. 42; Saenger [Anm. 21], S. 49.

<sup>65</sup> Clanchy [Anm. 64], S. 217.

<sup>66</sup> Paul Zumthor: *Introduction à la Poésie Orale*. Paris 1983; Ursula Schaefer: *Vokalität. Altenglische Dichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit*. Tübingen 1982 (ScriptOralia 39); Müller [Anm. 12], S. 25–38.

<sup>67</sup> Müller [Anm. 12], S. 26.

<sup>68</sup> Ebd., S. 27: „Das ‚Nibelungenlied‘ thematisiert ausdrücklich ‚Vokalität‘, d.h. die Abhängigkeit des Geschriebenen von und seine Umsetzbarkeit in Stimme“.

<sup>69</sup> Schaefer [Anm. 66], S. 30.

erst verhältnismäßig spät mit dem stillen Lesen völlig realisiert wurde, aber auch beim lauten Lesen (vor anderen oder für sich selbst) geht das Visuelle mit dem Vokalen einher. Indem er die visuelle Dimension verdrängt, vereinfacht der Begriff Vokalität auf ungebührliche Weise die Situation, deren Kompliziertheit herausgestellt zu haben gerade das Verdienst von Müllers Umschreibung war.<sup>70</sup> Im Zuge ihrer ähnlichen Argumentation lehnt Schaefer für das durch die Vokalität charakterisierte Mittelalter den Begriff ‚Text‘ ab und schlägt an seiner Stelle ‚Äußerung‘ vor.<sup>71</sup> Dies verurteilt Müller mit Recht als ungeschickt, weil dieser Ersatzterminus auch für mündliche Alltagskommunikation gebraucht wird, so daß die erforderliche Differenzierung preisgegeben wird.<sup>72</sup> Es ist aber nicht einzusehen, wieso der Terminus Vokalität nicht von demselben Vorwurf betroffen wird, denn auch er betont einseitig die Stimme und läuft Gefahr, das Ineinander von Sehen und Hören, von Schrift und Vortrag aus dem Blick zu verlieren.

In der neuesten Forschung zur Vortragssituation der mittelalterlichen Literatur ist, wohl unter dem Einfluß von Zumthor und Hugo Kuhn, immer wieder von ‚Performanz‘ oder ‚Aufführung‘ die Rede gewesen.<sup>73</sup> Dabei geht man davon aus, daß literarische Werke in erster Linie für den Auftritt des Autors vor der Hofgesellschaft bestimmt waren und dort ihren eigentlichen ‚Sitz im Leben‘ hatten. Indem ich mich jetzt dieser Erscheinung kurz zuwende, klammere ich notgedrungen die Aufführung im Rahmen der primären Oralität aus, weil sie uns nicht mehr zugänglich ist, aber auch aus Zeitgründen die Vortragssituation der mittelalterlichen Lyrik. Statt dessen beschränke ich mich auf die Aufführung, wie sie für die sekundäre Oralität des Mittelalters charakteristisch war, d.h. auf den Vortrag aus einem schriftlichen Text vor versammeltem Zuhörerkreis. Damit hat sich vor kurzem Joyce Coleman beschäftigt, unter Bezugnahme auf die Literatur des Spätmittelalters in England und Frankreich.<sup>74</sup> Wenn der Titel ihres Buches die Worte „public reading“ enthält, so meint sie damit gerade das, was ich im Sinne habe: den Vortrag aus einem schriftlichen Text vor einem Publikum.

<sup>70</sup> Vgl. unter Bezugnahme auf Zumthor Stephen G. Nichols: *Voice and Writing in Augustine and in the Troubadour Lyric*. In: *Vox Intexta. Orality and Textuality in the Middle Ages*, hg. von Alger N. Doane und Carol B. Pasternack. Madison 1991, S. 137–61, hier S. 139: „... we must resist his displacement of writing from the performative arena of the medieval lyric. We must do so for the simple reason that writing was as much a part of the lyric performance as voice“.

<sup>71</sup> Schaefer [Anm. 66], S. 43–58.

<sup>72</sup> Müller [Anm. 12], S. 34.

<sup>73</sup> Paul Zumthor: *La Lettre et la Voix. De la ‚Littérature‘ Médiévale*. Paris 1987; Hugo Kuhn: *Minnesang als Aufführungsform*. In: ders., *Text und Theorie*. Stuttgart 1969, S. 182–90.

<sup>74</sup> Joyce Coleman: *Public Reading and the Reading Public in Late Medieval England and France*. Cambridge 1996.

Diese literarische Erscheinung nimmt eine Stellung zwischen den beiden Extrempositionen ein, zwischen der primären Mündlichkeit (Vortrag vor Zuhörern, aber ohne Text) und der ‚reinen‘ Schriftlichkeit (man liest den Text für sich allein). Um diese Zwischenstellung begrifflich zu erfassen, schlägt Coleman den Terminus ‚Auralität‘ vor, den sie durch Betonung der schriftlichen Vorlage, aus der der Vortragende liest, von der Oralität unterscheidet.<sup>75</sup> Coleman befaßt sich auch mit dem gesellschaftlichen Kontext, in dem die Auralität zur Entfaltung kam. Sie unterstreicht den Propagandawert der öffentlich vorgetragenen Literatur für deren Auftraggeber, die sie selber vorgetragen hören wollten, denen es aber ferner angelegen war, daß möglichst viele sie auch zu hören bekamen.<sup>76</sup> Der Hoftag eines Herrschers oder das von ihm veranstaltete Fest waren Anlässe, an denen sich die feudale Herrschaft zur Schau stellen und öffentlich behaupten konnte, und dazu gehörte auch die literarische Demonstration. In diesem Sinne ist die höfische Literatur nicht nur Gegenstand der Repräsentation, sondern auch Medium der Repräsentation,<sup>77</sup> und von Chrétien „Erec“ hat man behauptet, dieser Roman sei „nichts anderes als eine narrativ umgesetzte und ausgefaltete Diskussion der Idee des höfischen Festes“.<sup>78</sup> In diesem Zusammenhang darf ich an die von Beate Schmolke-Hasselmann wahrscheinlich gemachte These erinnern, der zufolge die poetische Schilderung des Hoftages von König Artus in Nantes in Chrétien „Erec“ gezielt eingesetzt wurde als Reminiszenz des von Heinrich II. ebenfalls in Nantes veranstalteten Festes im Jahre 1169 und als Huldigung an die Adresse des englischen Königshauses.<sup>79</sup> Das von Coleman benannte ‚public reading‘ (oder Auralität) setzt sich also gegen die Privatlektüre dadurch ab, daß es die Literatur vorwiegend als soziales Ereignis versteht, in dem es zu einer Bestätigung und Stärkung des Gruppenbewußtseins (im politischen, sozialen oder auch religiösen Sinne) kommen kann.<sup>80</sup>

Das Thema der Mündlichkeit und der Performanz wird in einer weiteren amerikanischen Veröffentlichung von Evelyn Birge Vitz besprochen, wenn auch mit einseitiger Blickrichtung.<sup>81</sup> Sie unterstreicht die mündliche Aufführung so sehr, daß sie die Möglichkeit eines schriftlichen Textes, aus

<sup>75</sup> Ebd., S. XI, 2, 28.

<sup>76</sup> Ebd., S. 123. Vgl. Green [Anm. 3], S. 63f.

<sup>77</sup> Horst Wenzel: Repräsentation und schöner Schein am Hof und in der höfischen Literatur. In: Höfische Repräsentation. Das Zeremoniell und die Zeichen, hg. von Hedda Ragotzky und Horst Wenzel. Tübingen 1990, S. 171–208, hier S. 197.

<sup>78</sup> Walter Haug: Von der Idealität des arthurischen Festes zur apokalyptischen Orgie in Wittenwilers „Ring“. In: Das Fest, hg. von Walter Haug und Rainer Warning. München 1989 (Poetik und Hermeneutik 14). S. 157–79, hier S. 157.

<sup>79</sup> Beate Schmolke-Hasselmann: Der arthurische Versroman von Chrestien bis Froissart. Zur Geschichte einer Gattung. Tübingen 1980, S. 190–201.

<sup>80</sup> Coleman [Anm. 74], S. 28f., 89.

<sup>81</sup> Evelyn B. Vitz: Orality and Performance in Early French Romance. Cambridge 1999.

dem vorgetragen wurde, weitgehend ausschließt, sogar im Falle Chrétiens de Troyes, den sie sich als ungebildeten Spielmann vorstellt, der sich seine Wissensbrocken allenfalls auf indirektem Wege, durch Hörensagen oder gelegentliche Kontaktnahme mit Hofklerikern angeeignet haben wird.<sup>82</sup> Das läuft dem gegenwärtigen Forschungsstand direkt zuwider und basiert auf einer Argumentation, die methodisch an manchen Stellen auf sehr schwachen Füßen steht. Zur Untermauerung ihrer These bringt Vitz ein Kapitel, in dem sie die Belege in der französischen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts sammelt, die auf einen Vortrag vor einem versammelten Publikum hinweisen, entweder bei einem Fest oder aus einem anderen Anlaß.<sup>83</sup> Die Schwäche dieses sonst ertragreichen Kapitels besteht aber darin, daß Vitz ihrer fixen Idee dogmatisch treu bleibt und die Möglichkeit keineswegs gelten lassen will, daß aus schriftlich schon vorbereiteten Texten vorgelesen wurde, auch bei längeren Werken (wie dem „Roman de Rou“ von Wace) oder bei Romanen, die man sonst als höchst literarisch betrachtet, wie sie nur ein Autor mit klerikaler Bildung hätte ausführen können (z.B. Chrétiens „Erec“). Trotz dieses Vorbehalts besitzt die Belegsammlung einen unleugbaren Wert. Sie enthält Beispiele, die auf das Fest als Hintergrund zum Vortrag vor der Hofgesellschaft schließen lassen, wie etwa der Prolog zum „Roman de Rou“, wo das Verlesen von Büchern und Geschichten bei Festgelegenheiten ausdrücklich erwähnt wird.<sup>84</sup>

Solche Festgelegenheiten brauchen aber eine andere Möglichkeit nicht auszuschließen: den Vortrag vor einer kleinen Gruppe. Das bekannteste Beispiel ist die Szene im „Yvain“ / „Iwein“, in der das adlige Fräulein ihren Eltern in der abgeschlossenen Privatheit eines Burggartens vorliest.<sup>85</sup> Hinzu kommen aber andere Belege: im „Wigalois“ liest eine Zofe der Tochter des Königs von Persien vor (wiederum im zurückgezogenen Raum eines Zeltes), und Ähnliches wird von Ebernand von Erfurt im Falle der Künigunde geschildert (nicht von ungefähr in deren Schlafkammer).<sup>86</sup> In einem Beitrag zur Genese von Veldekes „Eneasroman“ und unter Bezugnahme auf die Klever Hochzeit und das Mainzer Hoffest setzt sich Bernd Bastert mit der Idee kritisch auseinander, daß bei solchen Angelegenheiten ein längeres anspruchsvolles Werk überhaupt vorgetragen werden konnte.<sup>87</sup> Er meint, ein für ausgesprochene Kenner konzipierter Text könne auf höfischen Festen allenfalls eine marginale Rolle gespielt haben, macht aber den interessanten Vorschlag, daß ein derartiger Text besser in kleineren,

<sup>82</sup> Ebd., S. 86–135, 139–63.

<sup>83</sup> Ebd., S. 164–227.

<sup>84</sup> Ebd., S. 173.

<sup>85</sup> Yvain 5362–72; Iwein 6455–62, 6470.

<sup>86</sup> Green [Anm. 3], S. 306.

<sup>87</sup> Bernd Bastert: Zur ‚Klever Hochzeit‘ und der Genese des Eneas-Romans. In: ZfdA 123 (1994), S. 253–73.

exklusiven Zirkeln vorstellbar ist.<sup>88</sup> Thomas Cramer geht einen Schritt weiter und stellt eine mögliche Verbindung zwischen diesen Feinschmeckerkreisen und den Festen her, indem er auf die Schilderung einer Hofversammlung der Artusrunde in Hartmanns „Iwein“ hinweist und treffend kommentiert, daß der Vortrag von Literatur bei Festen nur eins unter einer großen Anzahl von Vergnügungsangeboten darstellte und daß nur eine kleine Gruppe von Liebhabern es gewählt haben wird.<sup>89</sup> Einerlei, ob wir das Fest überhaupt als Hintergrund und Anlaß zum Vortrag anzunehmen bereit sind oder ob wir uns nur mit kleineren Gruppen in relativer Privatheit begnügen, fest steht auf jeden Fall, daß wir es mit dem Vortrag aus einem schriftlichen Text, d.h. mit einem der diagonalen Kommunikationskanäle zu tun haben, die das eingebürgerte absolute Gegensatzpaar fraglich erscheinen lassen.

Daß man beim Gegensatzpaar Mündlichkeit – Schriftlichkeit immer ein gewisses Unbehagen empfunden hat, geht einerseits aus Bumkes Versuch hervor, ersteren Begriff durch ‚Körperlichkeit‘ zu ersetzen, andererseits aus dem Zwang, der sich immer mehr geltend gemacht hat, zwischen primärer und sekundärer Oralität zu unterscheiden. Die Kritik an diesem Gegensatzpaar läßt sich aber darüber hinaus verallgemeinern. Die erste Schwierigkeit bei deren Gebrauch ist eine rein sprachliche, die Verwirrung hervorrufen könnte, denn die englischen und deutschen Antonyme ‚orality / literacy‘ und ‚Mündlichkeit / Schriftlichkeit‘ sind keineswegs deckungsgleich.<sup>90</sup> Das englische Wort ‚literacy‘ bedeutet nicht nur ‚Lesekundigkeit‘ (und in der Neuzeit auch ‚Schreibkundigkeit‘, während im Mittelalter diese beiden Fähigkeiten nicht zusammengehörten), sondern auch einen vorwiegend literarischen Bildungsstand. Wenn man versucht, dieses Wort ins Deutsche zu übersetzen, so stößt man, wie im Titel dieses Bandes, auf ‚Literalität‘ (soll das ein Abstraktum zu ‚literal‘ sein?) oder gar auf ein Wortungeheuer wie ‚Literarizität‘ (hängt das etwa mit ‚literarisch‘ zusammen?). Der englische Antonym ‚orality‘ wurde zuerst in der anthropologischen Forschung auf gänzlich schriftlose Kulturen bezogen, aber die Schwierigkeiten, die sich ergeben, wenn man den Begriff auf das Mittelalter überträgt, lassen sich nur sehr umständlich mit Qualifikationen wie ‚primary‘ und ‚secondary orality‘ beheben.<sup>91</sup>

Packt man das terminologische Problem von der deutschsprachigen Seite an, so stößt man auf eine andersartige Schwierigkeit, denn die Durch-

<sup>88</sup> Ebd., S. 272.

<sup>89</sup> Thomas Cramer: *Was hilft âne sinne kunst? Lyrik im 13. Jahrhundert. Studien zu ihrer Ästhetik.* Berlin 1998 (Philologische Studien und Quellen 148), S. 13f.

<sup>90</sup> Schaefer [Anm. 66], S. 15; Ursula Schaefer: *Zum Problem der Mündlichkeit.* In: *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*, hg. von J. Heinzle. Frankfurt/M. 1994, S. 357–75, hier S. 358f.

<sup>91</sup> Schaefer [Anm. 66], S. 15.

sichtigkeit der Wörter ‚Mündlichkeit‘ und ‚Schriftlichkeit‘ läßt das Medium der Kommunikationsweise in den Vordergrund treten, mit all den eingangs skizzierten Unzulänglichkeiten einer Überschätzung des nur Technologischen.<sup>92</sup> Ferner: wenn man es bei einer rein medialen Kontrastierung bewenden läßt, wie wird man mit den im Mittelalter vorherrschenden (aber nicht allein herrschenden) diagonalen Kommunikationskanälen fertig, mit dem Normalfall, daß man eine Dichtung, auch wenn sie schriftlich vorlag, vorgetragen hörte (und seltener las)?<sup>93</sup> Diesem Regelfall der mittelalterlichen Literatur kann das mediale Gegensatzpaar nicht gerecht werden, gerade weil es sich beim Medium um ein einfaches Entweder-Oder handelt, während die Situation in der sekundären Oralkultur des Mittelalters viel komplizierter ist. Vor allem in der sprachwissenschaftlichen Forschung hat man in den letzten Jahren mehrfach betont, daß es mit der medialen Kontrastierung allein nicht getan ist, wenn man nicht nur die Extremfälle erklären will, sondern auch die verschränkten Kommunikationsweisen, die für das Mittelalter viel eher typisch sind.

Zu diesem Zweck ist man dazu übergegangen, mehr Nachdruck auf den Kontext zu legen, auf die Bedingungen, unter denen die Kommunikation stattfindet, auf die Strategien, die eingesetzt werden, um die Informationsvermittlung zu unterstützen.<sup>94</sup> Der Unterschied (kein absoluter, sondern eher ein Kontinuum darstellend), den man jetzt hervorhebt, ist der zwischen Nähe und Distanz. Mündliche Rede, ob in alltäglicher Verständigung oder im literarischen Vortrag, setzt eine Situation voraus, die Sprecher und Hörer gemeinsam ist, auf die nicht nur in Worten, sondern auch deiktisch Bezug genommen werden kann, und die, weil die Kommunikationspartner sich kennen, auch über die Einzelsituation hinaus ein allgemeines, beiden bekanntes Wissen beinhalten kann, das nicht sprachlich präzise ausgedrückt werden muß.<sup>95</sup> Bei einem schriftlich fixierten Text, der unabhängig vom Autor in Umlauf kommen, von unbekanntem Rezipienten gelesen oder von einem anderen Vortragenden in einer nicht vorhersehbaren Situation rezitiert werden kann, muß dagegen, wenn der Text in anderen Situationen verstanden werden soll, manches sprachlich explizit gemacht werden, was in direkter Kommunikation einfach vorausgesetzt werden kann. Der schriftliche Text erfordert demnach eine Versprachlichung von Einzelheiten, auf deren wörtliche Realisierung die mündliche Rede verzichten kann, so daß aus der unterschiedlichen Situation, Nähe der Sprechpartner und Distanz zwischen Schreiber und (Vor-) Leser, auch das entstehen kann,

---

<sup>92</sup> Schaefer [Anm. 90], S. 359f.

<sup>93</sup> Schaefer [Anm. 66], S. 7f.

<sup>94</sup> Ebd., S. 8; dies. [Anm. 90], S. 372f.; Peter Koch und Wulf Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36 (1985), S. 15–33.

<sup>95</sup> Schaefer [Anm. 90], S. 361; Müller [Anm. 12], S. 29.

was Peter Koch und Wulf Oesterreicher eine Sprache der Nähe und eine Sprache der Distanz genannt haben. Diese beiden Wissenschaftler listen verschiedene Charakteristika der beiden Sprachen auf,<sup>96</sup> wobei für uns von Bedeutung ist, daß es doch zu Querverbindungen kommen kann, indem ein schriftlicher Text Aspekte der mündlichen Rede fingiert. Wenn z.B. Dialog die gesprochene Sprache und Monolog die geschriebene charakterisieren soll, so ist auf die bekannte Erscheinung eines fiktiven Dialogs zwischen Erzähler und Zuhörer im verschriftlichten höfischen Roman hinzuweisen. Trotz der *face-to-face*-Interaktion beim Sprechen und trotz der räumlichen und zeitlichen Trennung von Autor und Leser können auch dem schriftlichen Text deiktische Signale eingebaut werden, die eine Vortragssituation unterstellen, nicht nur für den etwaigen Zuhörer, sondern auch für den gelegentlichen Leser. Wenn Spontaneität für die mündliche Rede charakteristisch ist und Reflektiertheit für die Schriftlichkeit, so ist auf die Möglichkeit einer fingierten Improvisation aufmerksam zu machen.

Die Vorteile dieser neu eingeführten Terminologie (Sprache der Nähe und Sprache der Distanz) liegen, so meine ich, auf der Hand. Erstens: die Basis, auf der die Kommunikationsweise bewertet wird, ist viel breiter, denn sie umfaßt nicht nur das technische Medium, sondern darüber hinaus die soziokulturellen Umstände, unter denen es zur Anwendung kommt. Zweitens: Koch und Oesterreicher operieren mit einem Kontinuum oder mit einer Skala von Möglichkeiten zwischen den beiden Extrempolen (die selbstverständlich nicht in Abrede gestellt werden, sondern nur nicht als allein maßgebend zu betrachten sind). Dadurch gewinnt ihre These Raum für Querverbindungen und differenziert das Bild, das bislang von einer schroffen, nicht nuancierten Antithetik beherrscht worden ist. Drittens: der fiktive Aspekt einiger dieser Querverbindungen ist für die Literatur besonders relevant, vor allem wenn man bedenkt, daß der im 12. Jahrhundert einsetzende Verschriftlichungsschub in der volkssprachlichen Literatur zeitlich mit dem zusammenfällt, was man als die Entdeckung der volkssprachlichen Fiktionalität bezeichnet hat.

Damit ist aber die Büchse der Pandora, die ganze Problematik der Fiktionalität im Mittelalter, geöffnet worden, die ich gleich zumachen muß, aber nicht ohne auf ein Teilproblem einen Blick zu werfen. Damit meine ich die Erscheinung der fingierten Mündlichkeit, einer der Querverbindungen, die in ihrer Bedeutsamkeit nicht genügend anerkannt worden sind. Fiktiv ist diese Erscheinung schon deshalb, weil Mündlichkeit (d.h. Merkmale, die sonst der Mündlichkeit zugeordnet werden) in geschriebenen Texten nie mehr sie selbst ist, sondern fingiert und Teil der Schreibstrategie des jeweiligen Autors.<sup>97</sup> Diese Fiktivität betrifft verschiedene Aspekte

<sup>96</sup> Koch und Oesterreicher [Anm. 94], S. 19–25, insbesondere S. 21.

<sup>97</sup> Paul Goetsch: Fingierte Mündlichkeit in der Erzählkunst entwickelter Schriftkulturen. In: *Poetica* 17 (1985), S. 202–18, hier S. 202.

des literarischen Vermittlungsvorgangs. Das dem Text innewohnende ‚Ich‘ ist nicht ohne weiteres mit dem Vortragenden (auch wenn es der Autor selbst sein sollte) zu identifizieren, sondern ist Teil der durch den Text hergestellten Fiktion. Es handelt sich mit anderen Worten um einen fiktiven Erzähler.<sup>98</sup> Mit der Einführung dieser fiktiven Gestalt wird auch das Publikum, mit dem er im Text einen Dialog zu führen vorgibt, zu einer ebenfalls fiktiven Größe.<sup>99</sup> An solchen Dialogstellen ist zwischen der textexternen, hier und jetzt versammelten Zuhörerschaft und dem text-internen, fiktiv hergestellten Publikum zu unterscheiden. Wenn aber in einem schriftlichen Text Erzähler und Publikum fiktiv sein können, dann gilt dasselbe auch für die Vortragssituation, die sie miteinander verbindet. Zwar mögen diese drei fiktiven Größen die realen Gegebenheiten teilweise widerspiegeln, doch geht die Gleichung nicht immer auf, so daß sie insofern grundsätzlich als Bestandteile der Gesamtfiktion zu gelten haben.<sup>100</sup>

Zur fingierten Mündlichkeit gehört die spezifische Variation der fingierten Improvisation, die Dietmar Rieger im Zusammenhang mit der Trobadordichtung als Problem aufgeworfen hat.<sup>101</sup> Er geht von der schon lange vertretenen These aus, die formale Schwierigkeit und Komplexität der lyrischen Gebilde schloßen die Improvisation aus, so daß an eine mündliche Spontaneität nicht zu denken sei. Er macht darauf aufmerksam, daß die Trobadors bis in die Spätzeit in einer beträchtlichen Anzahl ihrer Lieder in der Eingangscobla die Fiktion einer Improvisation zu erzeugen versuchen, indem sie den Eindruck erwecken, als sei das eben vorzutragende Gedicht noch nicht komponiert, als sei es tatsächlich noch im Entstehen begriffen, ohne daß daraus auf tatsächliche Improvisation geschlossen werden dürfte.<sup>102</sup> Die Trobadors lassen durch diese Technik die Zeit des Vortrags als die der Komposition erscheinen, was wegen der Komplexität der Gedichte besonders publikumswirksam gewesen sein muß, wenn auch, so Rieger, die Zuhörer der elitären Gesellschaft kaum getäuscht wurden.<sup>103</sup>

Die fingierte Improvisation ist aber nicht auf die Trobadorlyrik beschränkt. Wenn Hartmann im „Erec“ vorgibt, mit seinen Zuhörern über den weiteren Verlauf seiner Erzählung Rücksprache zu halten (*waz welt ir*

---

<sup>98</sup> Franz H. Bäuml: Zum Verständnis mittelalterlicher Mitteilungen. In: Hohenemser Studien zum Nibelungenlied, hg. von Achim Masser. Dornbirn 1981, S. 288–98, hier S. 292.

<sup>99</sup> Gertrud Grünkorn: Die Fiktionalität des höfischen Romans um 1200. Berlin 1994 (Philologische Studien und Quellen 129), S. 32; Müller [Anm. 12], S. 35 („an die Stelle der hier jetzt versammelten Zuhörerschaft ein implizites Publikum“).

<sup>100</sup> Eberhard Nellmann: Wolframs Erzähltechnik. Untersuchungen zur Funktion des Erzählers. Wiesbaden 1973, S. 1f.

<sup>101</sup> Dietmar Rieger: ‚Chantar‘ und ‚faire‘. Zum Problem der trobadoresken Improvisation. In: Zeitschrift für romanische Philologie 106 (1990), S. 423–35.

<sup>102</sup> Ebd., S. 428f.

<sup>103</sup> Ebd., S. 430f.

*daz der künec tuo?* oder *nû waz welt ir daz er tuo mê?*),<sup>104</sup> so unterstellt er, seine Erzählung sei noch nicht abgeschlossen und deren Wiederaufnahme habe sich nach den Wünschen des Publikums zu richten. Dieser fiktive Vorwand, das Werk befinde sich noch *in statu nascendi*, ist ein bei Wolfram besonders beliebter Kunstgriff.<sup>105</sup> Auch er kann die Spannung steigern, indem er innehält und so tut, als appelliere er an die Wünsche des Publikums (*welt ir, noch swîge ich grôzer nô?*).<sup>106</sup> Die Zuhörer haben angeblich zu entscheiden, ob die Schilderung einer Mahlzeit fortgesetzt werden soll (*welt ir, si habent genuoc dâ gâz*),<sup>107</sup> von ihnen hängt es scheinbar ab, ob in einer Episode mehr zur Sprache kommen soll oder nicht (*waz welt ir daz man mêr nu tuo?*).<sup>108</sup> In diesen Beispielen ist die stereotype Wiederholung der Worte *welt ir* besonders aussagekräftig. Sie weisen nachdrücklich darauf hin, daß die Zuhörer zum angeblichen Mitentscheiden, zum Miterzählen aufgefordert werden, zur Teilnahme am Fiktionsvertrag, ohne den die Fiktionalität nicht denkbar ist.

In einer Beziehung fällt es mir allerdings schwer, den Begriff ‚fingierte Mündlichkeit‘, oder mit gleicher Bedeutung ‚Hörerfiktion‘, in dem von Scholz gemeinten Sinn gelten lassen zu wollen. Zwar räumt dieser theoretisch die Situation des öffentlichen Vortrags ein, aber er vertritt mit Entschiedenheit den Standpunkt, daß sich die Privatlektüre schneller in Deutschland durchsetzte, als man bisher anzunehmen bereit war. Diese Annahme verleitet ihn mehr als einmal zu einer einseitigen Interpretation. Wenn er in einem Werk Belege für zwei Rezeptionsweisen findet, neigt er dazu, diesen Sachverhalt als widersprüchlich zu erklären, statt sich mit der Möglichkeit anzufreunden, beide Rezeptionsweisen desselben Werkes mögen wohl vom Autor vorgesehen worden sein. Diesen vermeintlichen Widerspruch löst er so auf, daß er die Rezeption durch Leser für bare Münze nimmt und die durch Zuhörer als wirklichkeitsfern und fiktiv abtut. Er plädiert dafür, daß der mündliche Vortrag nur selten zu belegen ist und seine Funktion eingebüßt haben muß, nachdem die schriftlich fixierte Literatur dazu übergegangen war, sich an ein Lesepublikum zu richten.

<sup>104</sup> 6902, 9263. Vgl. Iwein 3309.

<sup>105</sup> Zum Begriff *in statu nascendi* vgl. Klaus Ridder: *Mittelhochdeutsche Minne- und Aventiureromane. Fiktion, Geschichte und literarische Tradition im späthöfischen Roman: ‚Reinfried von Braunschweig‘, ‚Wilhelm von Österreich‘, ‚Friedrich von Schwaben‘*. Berlin 1998, S. 89f., 279f., 285–93. Vgl. ferner Cora Dietl: *Du bist der aventure frucht. Fiktionalität im ‚Wilhelm von Österreich‘* Johanns von Würzburg. In: *Fiktionalität im Artusroman. Dritte Tagung der Deutschen Sektion der Internationalen Artusgesellschaft in Berlin vom 13.–15. Februar 1992*, hg. von Volker Mertens, Friedrich Wolfzettel. Tübingen 1993, S. 170–84, hier S. 181.

<sup>106</sup> Parzival 403,10.

<sup>107</sup> Parzival 639,2.

<sup>108</sup> Parzival 327,26.

Gegen diese Argumentation ist vieles einzuwenden.<sup>109</sup> Sie verfährt unhistorisch, indem sie das Tempo übertreibt, in welchem das Zuhören von der Privatlektüre abgelöst wurde (die von Coleman und anderen gesammelten Belege reichen weit ins Spätmittelalter und in die Neuzeit hinein); sie vernachlässigt die Bedeutsamkeit der Doppelformel ‚lesen oder hören‘, die auf eine doppelte Rezeptionsweise der Literatur hinweist, die sich von der lateinischen Antike durch das ganze Mittelalter und darüber hinaus belegen läßt; und bei der Bewertung der Belege mißt sie mit zweierlei Maß (die einen sind ein Abbild der Wirklichkeit, die anderen aber wirklichkeitsfern). Solange noch damit gerechnet werden konnte, daß ein Werk von Zuhörern (wie auch von Lesern) rezipiert wurde, besteht kein Grund, Hinweise auf die Vortragssituation als Symptome einer *nostalgie de la bouche*,<sup>110</sup> als Relikte aus der Vergangenheit abzustempeln, die funktionslos geworden und deshalb allenfalls als fiktiv anzusehen seien.

Bei diesem terminologischen Rundumschlag ist allzu wenig Zeit übrig geblieben, um auf das Zusammenspiel von Vorlesen und Privatlektüre, von *prelectio* und *lectio* einzugehen, ein Ineinander, das für eine lebendige Zwischenkultur wie das Mittelalter charakteristisch ist, in der die Kommunikationsweisen gemischt waren. Abschließend wende ich mich einem repräsentativen Beispiel zu, der Situation im Unterricht, aus dem hervorgeht, daß nicht immer von der Alterität des Mittelalters zu reden ist, denn auch wir, hoffentlich nicht mit dem Muff von tausend Jahren, weisen noch heutzutage Ähnliches auf.

Im Klassenzimmer des Mittelalters (in der Kloster-, Dom- oder Stadtschule, aber auch an der Universität) ist ein Miteinander von Schriftlichkeit und Mündlichkeit der Normalfall. Wenn vor allem hier die Schriftlichkeit beheimatet ist, so nimmt das kaum wunder, denn die Schule war die Basis schriftliterarischer Kontinuität: hier wurde literarisch fixiertes Wissen in lateinischer Sprache aufbewahrt, demonstriert und weitergegeben.<sup>111</sup> Schon bei Notker dem Deutschen wird der individuelle Rezipient als *lector* bezeichnet, dem ab und zu empfohlen werden kann, im Text zurückzublättern, um etwas nachzuschlagen.<sup>112</sup> Was den Universitätsunterricht betrifft, wissen wir aus illuminierten Handschriften, vor allem des 13. Jahrhunderts, daß der Lehrer seinen Text den Studenten vorliest, von denen viele auch ein Buch in der Hand halten, dessen Wortlaut sie verfolgen, während sie zuhören.<sup>113</sup> Manche Universitäten bestehen darauf, daß

<sup>109</sup> Green [Anm. 3], S. 10–2.

<sup>110</sup> So Coleman [Anm. 74], S. 57.

<sup>111</sup> Klaus Grubmüller: Mündlichkeit, Schriftlichkeit und Unterricht. Zur Erforschung ihrer Interferenzen in der Kultur des Mittelalters. In: *Deutschunterricht* 41 (1989), S. 41–54, hier S. 47; Miethke [Anm. 24], S. 7f.

<sup>112</sup> Green [Anm. 3], S. 184f.

<sup>113</sup> Saenger [Anm. 21], S. 259–61.

Studenten ihr eigenes Exemplar zum Unterricht mitbringen, aber auch die sogenannte Pecien-Technik der *stationarii*, der gewerbsmäßigen Textverleger in den Universitätsstädten, weist in dieselbe Richtung.

Wie daraus erhellt, daß der Lehrer aus seiner Vorlage vorliest, ist aber die mündliche Dimension aus diesen Lehrveranstaltungen nicht wegzudenken. Hier ist zu unterstreichen, daß nicht alle Studenten sich die noch teuren Bücher leisten konnten. Wenn die Pariser Universitätsstatuten das Mitbringen von Schulbüchern vorschreiben, so fügen sie bezeichnenderweise die Worte *si habent* hinzu, während in den soeben erwähnten illuminierten Handschriften nur einige Studenten, nicht alle, mit eigenem Exemplar abgebildet sind.<sup>114</sup> Klaus Grubmüller hat ferner darauf aufmerksam gemacht, daß zum Unterricht auch die für eine mündliche Kultur typischen Memorierleistungen gehörten.<sup>115</sup> Memorierpensa wurden festgelegt, um das Wissen auch ohne Bücher festzuhalten. Diese Notwendigkeit ist einer der Gründe, warum so viele Abhandlungen, sogar die wissenschaftlichen und pragmatischen auf Gebieten wie der Zeitrechnung oder der Grammatik, im Medium des Verses vorliegen. In einem Kommentar zu Alexander de Villadei heißt es in dieser Beziehung, dies geschehe, um den Inhalt einprägsamer zu machen (*ad memoriam firmiorem*).<sup>116</sup>

Gerade das Bildungswesen im Mittelalter liefert uns also ein gutes Beispiel dafür, wie schriftliche und mündliche Elemente miteinander verbunden waren. Man hat infolgedessen von einer Zwischenkultur gesprochen, nicht nur chronologisch für das Mittelalter überhaupt, sondern auch für bestimmte kulturelle Bereiche (wie hier im Falle des Unterrichtswesens), oder auch von einer Schwebelage.<sup>117</sup> Das gilt auch noch heutzutage, vor allem an den Universitäten, wo unsere Institute nicht nur Hörsäle, sondern auch Seminarbibliotheken beherbergen. Diese unentschiedene Zwischenstellung hat auch ihren sprachlichen Niederschlag gefunden, wobei von Interesse ist, wie das Deutsche und das Englische, indem sie sich von einer gemeinsamen Ausgangssituation weg bewegt haben, sich jetzt komplementär zueinander verhalten. Von einem Studenten sagt man auf deutsch ‚Er hört Germanistik bei Professor X‘, aber auf englisch ‚He is reading German at Cambridge‘. Es ist aber zu hoffen, daß der Deutsche das Lesen seiner Primär- und Sekundärliteratur nicht vernachlässigt und daß sein englischer Kommilitone nicht sämtliche Lehrveranstaltungen schwänzt.

<sup>114</sup> Miethke [Anm. 24], S. 8f. und Anm. 38.

<sup>115</sup> Grubmüller [Anm. 111], S. 48–51.

<sup>116</sup> Ebd., S. 50, Anm. 36.

<sup>117</sup> Ebd., S. 50; Miethke [Anm. 24], S. 27, 47 („schwebende Verbindung“).

## Verortung im kulturellen Kontext: Eine andere Sicht auf die Literatur um 1200

Über den Literalisierungsprozeß, der an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert zunehmend auch die Kultur der Laiengesellschaft erfaßte, hat mittlerweile eine breite Diskussion stattgefunden. Trotzdem bleibt das Bild, das wir von diesem medialen Umbruch zeichnen können, noch seltsam unscharf. Gewiß ist dies zunächst der Komplexität des Untersuchungsgegenstandes, der Vielzahl historischer, soziokultureller und mentalitätsgeschichtlicher Faktoren zuzuschreiben. Die Unschärfe hat aber vielleicht auch damit zu tun, daß unser Blick Wesentliches nicht wahrnimmt, weil er immer noch durch die Sicht eines traditionellen Literaturverständnisses gelenkt wird, wir also weiterhin durch zu schmale Fenster schauen, indem wir z.B. ältere Epochentypologien und Literaturmodelle beibehalten, die letztlich auf der Isolierung einzelner Werke und Gattungen beruhen. Sie stehen einer Verortung der mittelalterlichen Literatur im kulturellen Kontext, im medien- wie funktionsgeschichtlichen Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Latein und Volkssprache, Ästhetik und Lebenspraxis entgegen. Was nützt ist ein Perspektivenwechsel, eine Konzentration auf die mittelalterliche Tradierungspraxis, die die Überlieferungssituation der Texte ebenso mit einschließen müßte wie ihre konkrete Situierung in zeitgenössische Gebrauchs- und Lebenszusammenhänge.<sup>1</sup> Für die Zeit um 1200 möchte ich eine solche Blickrichtung ansatzweise erproben, wobei ich nachfolgend exemplarisch nur einige Problemfelder in Ausschnitten fokussieren kann.

### 1. Latein und Volkssprache – Kleriker- und Laienkultur

Aus der Sicht herkömmlicher Literaturmodelle, wie sie vom Standpunkt der Nationalphilologien im 19. Jahrhundert entwickelt wurden, sind wir gewohnt, Volkssprachliches mit laikalen Literaturinteressen zu verbinden

---

<sup>1</sup> Vgl. hierzu u.a.: Kurt Ruh: Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Texte als methodischer Ansatz zu einer erweiterten Konzeption von Literaturgeschichte. In: Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung, hg. von Kurt Ruh. Tübingen 1985 (Texte und Textgeschichte 19), S. 256–66; Mittelalterliche Literatur im Lebenszusammenhang, hg. von Eckart Conrad Lutz. Freiburg/Schweiz 1997 (Scrinium Friburgense 8), hier besonders der Beitrag von Eckart Conrad Lutz: Literaturgeschichte als Geschichte von Lebenszusammenhängen. Das Beispiel des Ezzo-Liedes, S. 95–146.

und dem Verfügungsbereich lateinisch klerikaler Kultur entgegenzusetzen. Daß volkssprachliche Texte jedoch in hohem Maße auch von *litterati* genutzt wurden, bezeugen nicht zuletzt die lateinisch-deutschen Textensembles, die uns in Handschriften des hohen und späten Mittelalters immer wieder begegnen.<sup>2</sup> Ein frühes Beispiel des ausgehenden 12. Jahrhunderts liefert uns die Züricher Handschrift C 58. Johann Jakob Werner, der sie 1903 eingehend beschrieb, charakterisierte ihren Entstehungshintergrund wie folgt: „Man wird kaum fehl gehen, wenn man als Urheber der Handschrift einen deutschen Kleriker betrachtet, der auf französischen Schulen z.B. in Orleans und Paris studierte, und diese Blätter gewissermaßen als Frucht seiner wiederholten Studien nach Deutschland mitbrachte.“<sup>3</sup> Aufschlußreich ist nun, wie in das lateinische Grundgerüst der Handschrift völlig homogen auch deutsche Texte integriert wurden. Innerhalb des ersten *Artes*-Teils (fol. 1<sup>r</sup>–75<sup>v</sup>) folgt auf lateinische Schriften zur Grammatik und Rhetorik ein naturkundlicher Abschnitt, dem sich das deutsche *Arzenibuch Ypocratis* anschließt. Im Übergang zum nachfolgenden theologischen Teil werden neben moralisierenden Sprüchen aus Persius, Horaz und Ovid auch deutsche Spruchstrophen inseriert, mit denen Hugo Moser und Helmut Tervooren unter der Rubrik „Weisheits- und Zeitlyrik“ 1977 erstmals „Minnesangs Frühling“ eröffneten. In die theologischen Abschnitte der Handschrift (fol. 75<sup>r</sup>–185<sup>v</sup>) werden im Kontext lateinischer homiletischer Exzerpte auch elf deutsche Predigten aufgenommen usw.<sup>4</sup> Somit belegt die konkrete Verwendungsfunktion der einzelnen Teile, daß sich der Sammler und Besitzer der Züricher Handschrift ganz zwanglos *beider* Sprachen bediente. Man schrieb – ungeachtet des vermittelnden Mediums – die Texte ab, die man als nützlich und sinnvoll für den eigenen Gebrauch – etwa für Naturkunde und Seelsorge – empfand.

Zweisprachigkeit ist auch für andere Bereiche – u.a. für die Rechtsaufzeichnung und die Geschichtsschreibung – bekannt. Die „Vorauer Handschrift“<sup>5</sup> bietet uns als frühes Beispiel gegen 1200 neben einer Sammlung frühmittelalterlicher geistlicher Gedichte die „Kaiserchronik“ sowohl im Textverbund mit Lambrechts „Alexander“ als auch mit den „Gesta Frederici“. Dabei konnten die *Gesta*, die mit Rahewins Fortsetzung bis 1160

<sup>2</sup> Für das 12. Jahrhundert siehe Ernst Hellgardt: Lateinisch-deutsche Textensembles in Handschriften des 12. Jahrhunderts. In: Latein und Volkssprache im Mittelalter 1100–1500. Regensburger Colloquium 1988, hg. von Nikolaus Henkel und Nigel F. Palmer. Tübingen 1992, S. 19–31.

<sup>3</sup> Johann Jakob Werner: Über zwei Handschriften der Stadtbibliothek in Zürich. Beiträge zur Kunde der lateinischen Literatur des Mittelalters. Aarau 1904 [Diss. Zürich 1903], S. 1.

<sup>4</sup> Ausführliche Beschreibung bei Hellgardt [Anm. 2], S. 30f.

<sup>5</sup> Vorau, Sfb, Cod. 276. Faks. in 2 Bänden: Die Kaiserchronik des regulierten Chorherrenstiftes Vorau in der Steiermark (Hs. 276/1). Einl. von Pius Fank. Graz 1953; Die deutschen Gedichte der Vorauer Handschrift (Kodex 276, II. Teil). Einl. von Karl Konrad Polheim. Graz 1958.